



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Lebensbilder deutscher Jesuiten in auswärtigen Missionen

Platzweg, Carl

Paderborn, 1882

P. Heinrich Richter, S. J.

urn:nbn:de:hbz:466:1-27556

P. Heinrich Richter, S. J.

aus

Czaslau in Böhmen.

(1653—1696. Gemartert. Missionär in Westindien.)

Böhmen, nicht nur von den Tschechen, sondern auch von den Deutschen seit uralter Zeit bewohnt, hat Jahrhunderte lang unter deutschem Scepter gestanden. Waren doch schon im zwölften Jahrhunderte die Könige von Böhmen als Churfürsten und Erzherzöge des deutschen Reiches anerkannt. „Es schenkte der Böhme den perlenden Wein.“ Karl IV., der hohe Gönner und Freund der Böhmen, hob das Land zu großer Blüthe. Im sechszehnten Jahrhunderte wurde es ein Erbreich der Habsburger. Die Deutschen, die Nachkommen der alten Markomannen, bilden noch immer ein Drittel der Bevölkerung. Darum dürfen wir wohl Böhmen zu Deutschland rechnen und den P. Richter diesen Lebensbildern einreihen.

Dieser deutsche Jesuit war geboren zu Czaslau, einer befestigten Stadt in Böhmen, im Jahre 1653. Noch sehr jung, trat er in die Gesellschaft ein; er hatte nur sechszehn mal den Frühling gesehen. Schon während der Studien machte er sich Hoffnung auf die Marterkrone in Indien. Den Heiden das Evangelium zu predigen, also in die auswärtigen Missionen zu kommen, das war sein unablässiges Bestreben. Lange und inständig hielt er um die Missionen an. Endlich wurde ihm seine Bitte gewährt. Das Feld seiner Wirksamkeit war Westindien. Dort am Flusse Orinoco wohnten die wildesten Völkerschaften der Erde. Um die Sache mit dem richtigen Namen zu bezeichnen, müssen wir sagen: Es ist das eigentliche Land der Menschen-

fresser. Man nährt sich theilweise vom Menschenfleishe. Fast alle Missionäre, die in jenen Gegenden ankamen, wurden ermordet. Sie gingen als blutige Opfer in den Himmel ein. Das Volk ist sehr grausam. Die erschlagenen Feinde verzehrt man und aus ihren Hirnschädeln wird getrunken. Das klingt fabelhaft, aber es ist die Wahrheit. Noch mehr! Die Menschen werden von diesen Kannibalen geraubt, oder angekauft, um wie das Vieh gemästet und geschlachtet zu werden. Einige Theile des menschlichen Körpers werden gleich verzehrt, andere Theile eingesalzen und dann aufgehängt, um bei festlichen Gelegenheiten wieder hervorgeholt zu werden und als Speise zu dienen. Diese Heiden leben wie das Vieh. Keine Religion, keine Ehe, keine Kleidung. Die Wildheit, Rohheit und Grausamkeit kennen keine Grenze. Wie ist das Ebenbild Gottes in diesen Menschen verunstaltet! Wer soll sie retten vom ewigen Verderben? Die Erlösung in Christo Jesu! Ja, auch für diese Unglücklichen ist Christus am Kreuze gestorben. Aber, wer bringt, wer spendet ihnen die Gnaden der Erlösung? Die Missionäre, die den Geist Jesu Christi haben. Der erste Stifter dieser Mission war P. Ignaz Fiol aus Majorca, einer von den balearischen Inseln zwischen Spanien und Afrika. Dieser wagte sich im Jahre 1680 zuerst unter die wilden Menschenfresser und wurde dafür mit der Marterpalme belohnt. Er ward von den Karaiiben, welche in das Gebiet der Orinoken eingefallen waren, nach fünfjähriger Wirksamkeit grausam umgebracht. Man nahm ihn gefangen, warf ihm einen Strick um den Hals, schleppte ihn an dem Stricke auf der Erde herum, hakte ihm Arme und Beine ab, zerfetzte mit einem Säbel seinen Leib und ließ ihn in seinem Blute liegen. Das Haupt nahmen die Wilden mit, um aus der Hirnschale nach Heidensitte ein Trinkgeschirr zu verfertigen. Dasselbe Loos traf seine beiden Gefährten, den P. Kaspar Pöck, oder Beck, S. J. aus Oberdeutschland und P. Ignaz Tobast, S. J. aus Flandern. Dies geschah im Oktober des Jahres 1684. Mit dem Blute dieser drei Helden ist die Mission unter den Menschenfressern getränkt und eingeweiht worden. Der vierte Jesuit, P. Christoph Rüdell aus Oberdeutschland, brachte mit

vieler Mühe eine Christengemeinde unter den wilden Orinoken zu Stande und wollte eine kleine Kirche bauen. Da ihm zum Kirchenbaue noch Verschiedenes fehlte, so fuhr er in einem Kachen mit mehreren Indianern in die Nachbarschaft. Der Kachen schlug um, man weiß nicht, ob Bosheit oder Nachlässigkeit dabei im Spiele waren, die Indianer retteten sich durch Schwimmen — der Missionär aber ertrank. Das war das vierte Opfer. Drei derselben waren Deutsche. Doch kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung wieder zu P. Richter zurück. Im Jahre 1684 erreichte er Südamerika. Das nächste Reiseziel war Quito, die Hauptstadt der jetzigen Republik Ecuador. Dort hatten sich bereits mehrere Missionäre eingefunden, welche für die Missionen am Marannon, dem Amazonenstrom, bestimmt waren. Der deutsche Ankömmling wurde mit Freuden aufgenommen. Ueber die Völkerschaften am Amazonenstrom schrieb er nach Böhmen: „Hier sind also die großen Netze, voll von zahllosen Fischen, welche wir wenige Priester herausziehen sollen. Gewiß, wenn ich diese weit ausgedehnten Felder überschau, die reif sind zur Ernte, und an mein Glück denke, welches aus diesen Arbeiten mir erblühen wird, dann kann ich vor Trost und Freude mich der Thränen nicht enthalten. Wie gut Gott der Herr mit mir ist! Obgleich man hier durch den sehr raschen Wechsel von großer Hitze und großer Kälte viel zu leiden hat, und manchen Krankheiten ausgesetzt ist, so hat der barmherzige Gott mich so gut beschützt, daß ich nach einer zweijährigen Reise hier viel gesunder bin als in Böhmen.“

Seine erste Stelle hatte P. Richter als Missionär unter den Maynas, die zweite unter der Völkerschaft, die am Flusse Ucayale wohnt. Zwölf Jahre arbeitete er mit unermüdlichem Fleiße unter diesen Heidenvölkern und gründete neun christliche Gemeinden. Die neuen Christen führten ein auferbauliches und unschuldiges Leben. Kaum ist es mit einer Feder zu beschreiben, welche Mühe und Arbeit diese herrliche Ernte ihm gekostet hat. Viele barbarische Sprachen mußte er lernen. Fleiß, Aufmerksamkeit und himmlische Geduld waren erforderlich, um die Sprachen der Wilden sich anzueignen, damit man sie verstand und von ihnen

verstanden wurde. Es war eine geistige Riesearbeit, vor der man zurückschrecken mußte, wenn man keinen Beruf hatte. Eine gleiche heldenmüthige Ueberwindung war erforderlich, um die vielen Rohheiten zu ertragen, welche die bis zur Stufe der unvernünftigen Thiere herabgesunkenen Heiden sich zu Schulden kommen ließen. In den zwölf Jahren machte er vierzig große Missionsreisen, von denen die kürzeste eine Entfernung von zweihundert Meilen umfaßte. Durch dichtbewachsene, düstere Urwälder mußte er sich die Wege bahnen, über reizende Bergwasser und Ströme setzen, über Klüfte und Abgründe kriechen. Irdische Stützen fehlten auf diesen Reisen fast gänzlich. Der merkwürdige Mann mußte sich der göttlichen Vorsehung überlassen. Barfuß wanderte er über Disteln und Dornen und spizige Steine, fortwährend in Gefahr, von giftigen Schlangen, Nattern und Scorpionen gebissen zu werden. Denn diese Tropenländer wimmeln von schädlichen Insekten und andern bössartigen Thieren, von Löwen und Tigern, welche die Menschen zerreißen. Wer erinnert sich hier nicht an die Worte des Psalmisten? „Auf Nattern und Basilisken wirst du wandeln und zertreten Löwen und Drachen. Weil er auf mich gehofft, so will ich ihn befreien, ihn beschirmen, denn er hat bekannt meinen Namen. Er rufet zu mir, und ich erhöere ihn; ich bin bei ihm in der Trübsal; ich reiße ihn heraus und bring' ihn zu Ehren. Mit langem Leben will ich ihn sättigen, und ihm zeigen mein Heil.“ Ps. 90, 13—16.

Die Entsagungen und Abtötungen, die P. Richter zur Ehre Gottes auf sich nahm, müssen uns mit Bewunderung erfüllen. Seine Kleider waren abgetragen und verschliffen, Keiner war da, der ihn mit neuen versorgte. So ging er oft in Lumpen gehüllt einher, machte sich auch wohl in großer Armuth und Bedrängniß einen Rock aus Baumrinde und Palmbältern, wodurch aber der Körper, da es ihm auch an Leinwand fehlte, noch mehr gequält, verwundet und abgetödtet wurde. Wie abgehärtet muß ein Körper gewesen sein, der solche Bekleidung ertragen konnte! Schon der Gedanke daran muß eine verweichlichte Natur erzittern machen. Das Leben war ein hartes; er machte es sich noch härter durch neue, freiwillige Abtötungen. Sein immerwährendes

Fasten war erstaunlich. Er fastete sogar auf den beschwerlichsten
 Reisen. Kräuter und Wurzeln waren dann seine Nahrung.
 Wenn er zuweilen ein Fischlein erhaschte, so hielt er dessen Genuß
 für eine ausgesuchte, herrliche Mahlzeit. Einen so nüchternen,
 bußfertigen Wandel wollte Gott mit einem glorreichen Tode be-
 lohnen. P. Heinrich Richter war bei den bekehrten Völkerschaften
 des ganzen Landes, wie auch bei dem Stamme der Cuniven
 sehr beliebt. Gold achteten die Indianer für gering, weil sie
 nichts damit anfangen konnten. Aber ein Holzbeil, oder ein
 anderes eisernes Werkzeug, womit sie Bäume fällen, Häuser
 bauen, die Felder umgraben, oder Platanen pflanzen konnten,
 war ihnen mit Recht ein theueres Geschenk. Mit solchen eisernen
 Geräthschaften hatte der Missionär seine Neubekehrten reichlich
 versehen. Schon aus diesem Grunde waren die Indianer, die
 ja überhaupt wie Kinder sich benehmen, dem Missionär sehr er-
 geben. Man hatte nämlich in vielen Ländern, wo an der Be-
 kehrung der Heiden gearbeitet wurde, die Erfahrung gemacht,
 daß ohne derartige kleine Geschenke alle Bemühungen unter den
 Wilden ganz fruchtlos seien. P. Richter hatte mit großem Er-
 folge das unschuldige Mittel der Geschenke angewandt, um bei
 diesen Wilden eine freundliche Aufnahme zu finden. Die India-
 ner erzählten viel Ruhmreiches von ihrem Pater, welcher so
 väterlich für sie Sorge und sie mit Aexten, Hacken, Beilen, Mes-
 sern und andern Dingen beschenke. Allein diese Freigebigkeit
 war die Ursache seines Todes, wenn auch nicht die alleinige.
 Eines der unbändigsten Völker von Südamerika waren die
 Schibaren, die seit hundert Jahren einen Aufstand nach dem
 andern erregt und die Missionäre getödtet oder vertrieben hatten.
 Oesters war deren Bekehrung versucht worden, aber vergebens.
 Noch einen Versuch wollten die Missionäre in Verbindung mit
 der Regierung von Quito wagen. Keiner schien dazu geeigneter
 zu sein, als P. Richter. Graf Leon, der königliche Regierungs-
 präsident von Quito, gab ihm hundert bekehrte Cuniven, nämlich
 christliche Indianer mit, die ihn beschützen und die nöthigen An-
 ordnungen in der Mission treffen sollten. Man meinte, ein
 Jesuit würde doch wohl unter Katholiken des Lebens sicher sein.

Diesmal kam es anders. Vor der Abreise hatte der Obere der Missionen den cunibischen Begleitern, welche sämmtlich Bogenschützen waren, eiserne Geräthschaften versprochen und zwar Jedem eine Art und ein Messer. Man hatte nun aber mehr versprochen, als man halten konnte. Die Vorräthe waren erschöpft und die Sachen konnten nicht alle beschafft werden. P. Richter, welcher die Geschenke beantragt, dann in Aussicht gestellt und jetzt die Geschenke nicht geliefert erhielt, kam in die größte Verlegenheit. Die Anhänglichkeit verwandelte sich in Abneigung, die Liebe in Haß. Die Lage unter den wilden, indianischen Soldaten, die zu Ueberschreitungen geneigt waren, und in deren Herzen das Christenthum noch keine tiefen Wurzeln geschlagen hatte, wurde mit jedem Tage schwieriger. Das spanische Joch war den Indianern längst verhaßt; ebenso das christliche Joch, welches Wollust und Grausamkeit untersagte und Keuschheit und Sanftmuth als unumgängliche, christliche Tugenden pries. Im Stillen reifte daher der Plan, das doppelte Joch im günstigen Augenblicke abzuwerfen. P. Richter mit seiner unvergleichlichen Sanftmuth und Herzengüte würde vielleicht auch diesmal über die grollenden und unzufriedenen Gemüther den Sieg davongetragen haben, wenn nicht ein anderer höchst beklagenswerther Zwischenfall die Abneigung und den Zorn der Indianer noch verschärft hätte. Glücklicher Weise war kein Jesuit und überhaupt kein Priester Schuld daran. Das Christenthum ist die Religion der Keuschheit. Das Heidenthum die Religion der Unkeuschheit. Es war eine ernste Sorge der Missionäre, daß die erwachsenen, getauften Heiden nicht wieder in das heidnische Lasterleben zurückfielen, besonders weil so tiefgewurzelte Neigungen zur Unzucht, zur Trunkenheit und zum Morde sich kundgegeben hatten. Wer die Geschichte in den neuen Welttheilen seit der Entdeckung Amerika's kennt, wird wissen, daß auch die Christen und namentlich die Spanier, welche damals die meisten Colonien besaßen, nicht immer ein gutes Beispiel gaben. Der Reichthum ist für die Menschen immer gefährlich. „Denn die reich werden wollen, fallen in Versuchung und Fallstricke des Teufels und viele unnütze und schädliche Begierden, welche die Menschen in Untergang und Ver-

derben stürzen.“ I. Tim. 6, 9. Viele Spanier erwarben sich einen ungeheueren Reichthum. Auch der Staat wurde unermesslich reich durch die Ausbeutung der Gold- und Silbergruben in der neuen Welt, von Diamanten, Perlen, Edelsteinen und andern Kostbarkeiten zu schweigen. Jährlich lief ja die sogenannte Silberflotte ein und brachte den Spaniern unermessliche Schätze. Ob diese Reichthümer dem Königreiche Spanien zum Heile gewesen sind, mögen Andere beurtheilen. Aber daß die Spanier in der neuen Welt oft Aergerniß gaben, ist eine geschichtliche Thatsache, worüber die seeleneifrigen Missionäre, welche ihr Vaterland und alle Bequemlichkeit des Lebens um Gottes Willen geopfert hatten, in den Missionsberichten oft bittere und herzerreißende Klagen führten. Doch bleiben wir bei dem einzelnen Falle, der sich in der Christengemeinde zutrug, welcher der P. Heinrich Richter vorstand. Es ist kein Grund vorhanden, die Sache zu verheimlichen oder zu vertuschen. Ein Spanier verführte die Frau eines christlichen Indianers. Der Indianer war der erste gewesen, den P. Richter nach der Ankunft in der Mission vor vielen Jahren auf seinen eigenen Namen „Heinrich“ gekauft, später im Christenthum unterrichtet hatte. Den Knaben hatte er von Jugend auf in der Lehre und im Unterrichte gehabt, ihn auf seinen kleineren Reisen als Begleiter mitgenommen, an einem Tische mit ihm gegessen und ihm sogar einige kleinere, apostolische Arbeiten anvertraut. Dieser Mann war zeitlebens von P. Richter mit den größten Wohlthaten überhäuft worden. Nun wurde er wie Judas ein Verräther und Mörder seines Wohlthäters. Der Spanier, welcher jenes Verbrechen begangen hatte, war auf Antrag des Missionärs zwar bestraft worden, aber das versöhnte die Rache des Gatten nicht. Alle Spanier und alle Priester sollten vernichtet werden, sogar P. Richter, der sonst bei den Indianern in so hoher Gunst und Ehre stand. Heinrich wurde Häufelsführer, stellte sich an die Spitze der Empörer und was er ersann, war Tod und Verderben. P. Richter reiste eines Tages zu den Piros, einer Völkerschaft am Amazonenstrom, um dieselben zum christlichen Glauben zu bekehren. Auf dem Wege machte sich Heinrich mit seinen Mordgesellen an

den Ordenspriester heran, und verfezte ihm den ersten Streich, dann forderte er seine Genossen auf, den Vater vollends zu erschlagen. Diese zögerten, das blutige Werk auszuführen und wollten das Opfer verschonen, besonders weil P. Richter ihnen früher so viel Eisenwerk geschenkt hatte! Allein der Indianer Heinrich widersezte sich seinen Untergebenen, in deren Herzen noch ein Funke von Ehrfurcht und Dankbarkeit glomm. So wurde der Mann Gottes denn mit Kolben todgeschlagen im Jahre des Heiles 1696. Das Schlachtopfer lag in seinem Blute am Boden. Dem alten Gebrauche gemäß wollte man den Leichnam, wie auch die übrigen in der Revolution gefallenem todten Körper verzehren, doch stand man von diesem Beginnen ab und warf ihn in den vorbeisfließenden Fluß Ucajale. In der Begleitung des P. Richter waren zwei Spanier, der Eine aus Quito, der Andere aus Lima. Beide wurden mitergeschlagen. Das Blutbad begann an vielen Orten an den Ufern des Amazonenstromes und des Orinocoflusses. Die ausblühenden Missionen unter den Cuniben und Piros wurden durch diese Rebellion wie mit einem Schlage vernichtet. Das war das Ende des Ehrwürdigen P. Heinrich Richter, der um des Evangeliums willen den eiskalten Norden mit dem brennendheißen Süden vertauscht hatte. Zwölf Jahre hat er in Westindien unter den Heiden gewirkt und zwölftausend Seelen dem Satan entrissen und zum Christenthum bekehrt. „Siehe wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns wohl dafür werden? Jesus aber sprach zu ihnen: Wahrlich, sage ich euch, ihr, die ihr mir nachgefolgt seid, werdet bei der Wiedergeburt, wenn des Menschen Sohn auf dem Throne seiner Herrlichkeit sitzen wird, auch auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten. Und wer immer sein Haus, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Acker um meines Namens willen verläßt, der wird Hundertfältiges dafür erhalten, und das ewige Leben besitzen.“ Matth. 19, 27—30. P. Heinrich Richter hatte Alles verlassen, der liebe Gott wird ihm Alles wiedergegeben haben. Ihm allein sei die Ehre!